

The background image shows a city skyline with several tall buildings. A prominent white skyscraper with a yellow logo is on the left. To its right is a blue glass skyscraper. In the foreground, there's a green lawn with people sitting on the grass, a bicycle lying on its side, and a wooden bench. A river or canal runs along the edge of the park. In the background, several construction cranes are visible, indicating ongoing development. The sky is blue with some light clouds.

FINANZ- WIRTSCHAFT

WIE ALLES ZUSAMMENHÄNGT

Caspar Dohmen

FINANZ- WIRTSCHAFT

WIE ALLES ZUSAMMENHÄNGT

Caspar Dohmen

Caspar Dohmen, Jahrgang 1967, ist Wirtschaftsjournalist. Nach seinem Studium der Volkswirtschaft und Politik schrieb er zunächst für das Handelsblatt, heute ist er Wirtschaftskorrespondent der Süddeutschen Zeitung sowie Kommentator, Autor und Kritiker für Wirtschaftsthemen im Deutschlandradio, WDR und SWR. Caspar Dohmen lebt in Berlin und Köln. Bisher erschienen von ihm unter anderem die Bücher „Let's make Money“, „Good Bank“ und „Otto Moralverbraucher“. Mehr zum Autor unter: www.caspar-dohmen.de. Er freut sich über Ihre Anregungen und Kritik.

Impressum

Bonn 2014
© Bundeszentrale für politische Bildung/bpb
Adenauerallee 86, 53113 Bonn, www.bpb.de

Bestellungen: www.bpb.de/shop > Zeitbilder
Bestellnummer: 3.973
ISBN 978-3-8389-7118-6
Erste Auflage 2015
Redaktionsschluss: 30. November 2014

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

Projektleitung: Hildegard Bremer, bpb
Redaktion: Gabriele Gassen, Köln
Bildredaktion: Dr. Eva Bambach, Bensheim

Grafische Konzeption und Umsetzung:
Leitwerk. Büro für Kommunikation, Köln, www.leitwerk.com
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

→ Titelbild: Skyline von Frankfurt am Main, 2014

„Es gibt Leute, die gut zahlen, die schlecht zahlen,
Leute, die prompt zahlen, die nie zahlen,
Leute, die schleppend zahlen, die bar zahlen,
abzahlen, draufzahlen, heimzahlen –
nur Leute, die gern zahlen, die gibt es nicht.“

Georg Christoph Lichtenberg, 1742–1798, Mathematiker und Aphoristiker

Inhalt

01 Geld – von Gold, Muscheln, Papiergeld und Bonusmeilen / 6

- Naturalien als Zahlungsmittel / 7
- Münzen / 8
- Von Tempeln und Tausch / 12
- Göttliche Metalle: von Silber und Gold / 12
- Gold als Krisenanlage / 15
- Geniale Notlösung: das Papiergeld / 15
- Bargeldloser Zahlungsverkehr – die große Finanzinnovation / 18
- Soziale Folgen / 20
- Inflation und Deflation / 21
- Geldspeicher / 26

02 Kredit – der Weg zum Wohlstand / 32

- Von Zins und Zinseszins / 33
- Leben ohne Zins im Hier und Jetzt / 40
- Schuld knechtschaft / 43
- Von Risiko, Sicherheiten und Bonität / 46
- Von Schufa & Co. / 48
- Die Kehrseite: Überschuldung und Privatinsolvenz / 50
- Die Verbriefung von Krediten / 54
- Kreditklemme / 58

03 Währungen – von Goldmünzen bis zu Papierscheinen / 60

- Frühe Währungssysteme bis zum Goldstandard / 61
- Das Bretton-Woods-System / 64
- Das System flexibler Wechselkurse / 68
- Feste Wechselkurse für Europa / 70

04 Akteure – von Banken, Börsen, Agenturen / 76

- Das klassische Geschäftsmodell einer Bank: Einlagen und Kredite / 77
- Von Universalbanken und Trennbanken / 77
- Der Wechsel / 81
- Die Industrialisierung und die Entstehung der Großbanken / 83
- Antwort auf die soziale Frage: Sparkassen und Genossenschaftsbanken / 84
- Faire Banken gesucht / 89
- Zentralbanken / 94
- USA: das Federal Reserve System / 98
- Eurozone: die Europäische Zentralbank / 102
- Ein mächtiger Klub: die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) / 107
- Der Goldschatz der Notenbanken / 109
- Internationaler Währungsfonds (IWF) und Weltbank / 110

Börsen: von Bulle und Bär / 114
Von der Präsenz- bis zur Computerbörse / 118
Stimmungsbarometer für das Börsengeschehen / 120
Institutionelle Anleger / 123
Ratingagenturen / 124
Schattenbanken und Hedgefonds / 126

05 Finanzmärkte – ein komplexes Netzwerk / 130

Der Rohstoffmarkt / 131
Der Geldmarkt / 133
Der Kapitalmarkt / 134
Der Devisenmarkt / 135
Die Welt der Derivate: von Futures, Forwards und Optionen / 136
Steuerparadiese / 137
Nahrungsmittelspekulation / 145

06 Finanzkrisen – von der Tulpenmanie bis zur großen Depression / 148

Die Rolle der Psychologie / 149
Freie Fahrt für Finanzmärkte / 153
Die Finanzkrise von 2007 und ihre Folgen / 156
Von systemrelevanten Banken bis zu Bad Banks / 162
Wer zahlt die Rechnung? / 165
Internationales Schuldenmanagement / 166

07 Politik und Finanzmärkte – wie viel Kontrolle muss sein? / 170

Bankenaufsicht / 171
Einlagensicherung / 175
Interessenvertretung: von den Lobbyisten der Finanzindustrie und Zivilgesellschaft / 177
Kapitalbesteuerung: von der Stempelsteuer bis zur Finanztransaktionssteuer / 181

08 Reformideen – von Geld und wahren Werten / 184

Nachhaltige Anlagen / 185
Andere Banken / 188
Ansätze zur Regulierung / 190
Von einer globalen Referenzwährung bis zu Komplementärwährungen / 192
Ideen von unten / 194

Glossar / 202

Bildnachweis / 206

Literaturverzeichnis / 208

01

Geld – von Gold, Muscheln, Papiergeld und Bonusmeilen



Eine Szene in einem Coffeeshop: „Ich nehme einen Cappuccino und einen Muffin“, sagt ein Teenager. Die Bedienung nennt einen Betrag. Das Mädchen gibt ihr ein mit Mustern bedrucktes buntes Stück Papier. Darauf steht eine Zahl. Und eine Bezeichnung: Euro. Die Bedienung nimmt das Papier entgegen und gibt der Kundin einige runde Metallstücke.

Die Szene könnte sich ebenso in Schanghai, London oder Johannesburg abspielen. Dann stünden auf dem Papier Renminbi, Pfund oder Rand, aber überall wäre es für die Menschen völlig normal, solche Papierzettel auszutauschen. Dabei ist jedes dieser Stücke Papier für sich genommen wertlos. Warum akzeptieren Menschen bei Geschäften trotzdem solche Papierscheine? Sie vertrauen darauf, dass alle anderen diese Scheine ebenfalls annehmen, wenn sie selbst etwas damit kaufen wollen. Der Wert unseres modernen Geldes beruht also auf einer Vereinbarung zwischen Partnern. Geld ist ein gesellschaftliches Arrangement.

Geld ist für uns heute ein selbstverständliches Tauschmittel für Waren und Dienstleistungen. Gäbe es dieses Brückenglied zwischen Kauf, Verkauf und wieder neuem Kauf nicht, müssten wir immer wieder nach jemandem suchen, der genau das besitzt, was wir gerade benötigen; und wir müssten dessen Besitzer wiederum etwas anbieten können, was einen Wert für ihn hat. Nur so käme ein Tausch zustande. Unter heutigen Umständen könnte man, wenn man beispielsweise eine gebrauchte Waschmaschine kaufen möchte, im Gegenzug etwa anbieten, bei Computerproblemen zu helfen, auf die Kinder aufzupassen oder die Wohnung zu putzen. Da verginge allerdings regelmäßig viel Zeit mit Suchen, bis zwei Tauschpartner einander fänden. Seit der Erfindung elektronischer Börsen ist der Tauschakt prinzipiell wesentlich einfacher geworden. Ohne Geld – zumindest als Bewertungsmaßstab – wären aber auch diese Computerbörsen kaum funktionsfähig. Schließlich müssen jeweils die beiden Tauschpartner davon überzeugt sein,

dass ihre beiden Tauschangebote gleich viel wert sind. Sonst werden sie sich kaum auf das Geschäft einlassen. Ohne Geld müssten auf elektronischen Tauschbörsen komplizierte Verhandlungen unter Beteiligten arrangiert werden. Auch hier vereinfacht das Geld den Handel enorm, wie auch in der traditionellen Wirtschaft.

Das soziale Arrangement mit dem Geld funktioniert aber nur so lange reibungslos, wie es viele Marktteilnehmer anerkennen. In normalen Zeiten vertrauen ausreichend Menschen darauf, dass das Geld an sich einen Wert hat. Allerdings kann diese Einschätzung in Krisenzeiten schnell umschlagen, bei hohen Inflationsraten oder in Finanzkrisen merken Menschen schnell wieder, dass das heutige Papiergeld für sich keinen verlässlichen Wert darstellt.

Naturalien als Zahlungsmittel

Im Lauf der Zeit haben Menschen viele Dinge als Geld genutzt: Getreide, Dörrfisch, Fischzähne, Opium, Tee, Kokosnüsse, Reis, Rentiere, Büffel, Kakaobohnen und einiges mehr. Anders als unser heutiges Papiergeld hatten solche Güter oft einen unmittelbaren Wert, der sich aus ihrem Warencharakter wie beim Salz ergab. So nutzten sie beispielsweise Salz zum Konservieren von Fleisch und Fisch. Entsprechend begehrt war es als Tauschmittel, ob in Afrika, China oder auf den Fidschi-Inseln. Der heute gebräuchliche Begriff „Salär“ unterstreicht ebenfalls die Bedeutung des Salzgeldes, stammt er doch vom lateinischen *salarius* ab, was „zum Salz gehörig“ bedeutet. Es zeugt davon, dass die römischen Soldaten teilweise mit Salz entlohnt wurden.

Geld ist
ein
gesell-
schaft-
liches
Arrange-
ment.



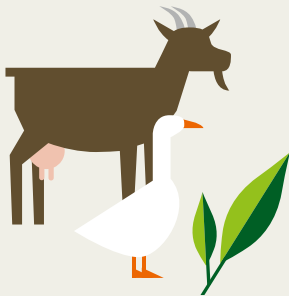
Die Gehäuse von Kaurischnecken waren in Asien, Afrika und der Südsee von der Bronzezeit bis ins 20. Jahrhundert verbreitete Zahlungsmittel. Anders als Tauschwaren wie Nutztiere, Dörrfisch, Getreide war das Kaurigeld handlich und unverderblich.

In einigen Regionen Asiens zahlten die Menschen mit Teeziegeln, deren Wert von Gewicht und Qualität der Teeblätter abhing. Das populärste Naturalgeld aller Zeiten waren aber wohl die Gehäuse der Kaurischnecke. Sie sind glatt, hart und handlich. Menschen nutzten sie in China, Indien, im Nahen Osten bis nach Ostafrika als Geld, teils bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Die Schneckengehäuse hatten gegenüber den meisten anderen Naturalien einen entscheidenden Vorteil: Sie verdarben nicht mit der Zeit. Aus diesem Grund bevorzugten Menschen auch begehrte, knappe Metalle als Geld, ob Kupfer, Silber oder Gold. Metall hält nämlich ewig, ist leicht zu formen und kann immer wieder von Geld in einen Gebrauchsgegenstand verwandelt werden, indem es eingeschmolzen und gegossen wird. Zunächst nutzten die Leute Metallbarren. Sie wogen die notwendige Menge ab, um beispielsweise Waren oder Steuern zu bezahlen. Um die Summe passend zu machen, hackten sie kleine Mengen des Metalls von einem Barren ab; entsprechend sprach man im Volksmund von „Hacksilber“ oder „Hackbronze“.

Münzen

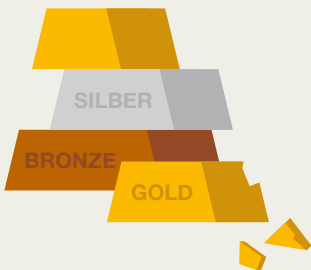
Einfacher wurde das Prozedere, als Leute die Idee mit normierten Metallstücken hatten – das war die Geburtsstunde der Münzen. Als Erfinder gelten Kaufleute im Reich der Lyder, im Gebiet der heutigen Türkei. Sie schlugen im 8. Jahrhundert vor Christus ein Löwenkopfsiegel in daumengroße Barren aus Elektron, einer natürlichen Legierung aus Gold und Silber. Durch den Prägevorgang nahmen die Metallstücke eine flache Form an, ähnlich den Münzen, die wir heute kennen. Sie wurden bereits in unterschiedlichen Größen hergestellt. Die Lyder nutzten diese Barren vor allem für Geschenke, Belohnungen oder Opfergaben. Die Idee breitete sich schnell im Mittelmeerraum aus und zunehmend gebrauchten die Leute die Münzen nun auch für den Handel mit Waren.

Entwicklung des Geldes



Naturalgeld

Getreide, Dörrfisch, Kokosnüsse, Tee, Felle, Nutztiere usw. als Tauschmittel
Vorteil: selbst unmittelbar nutzbar
Nachteil: Wertfeststellung schwierig, teils verderblich oder unhandlich



Metall

Gold, Silber, Bronze in Barren, portionsweise
Vorteil: unverderblich, kann zum Gebrauchsgegenstand umgegossen werden, ziemlich wertbeständig durch begrenzte Verfügbarkeit
Nachteil: wenig handlich, mühsames Zerteilen



Münzgeld

Ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. kamen geprägte Münzen in Gebrauch
Vorteil: handlicher, relativ wertbeständig, Staatsmonopol als Ordnungsprinzip möglich
Nachteil: in größeren Mengen sperrig für den Fernhandel, Raub- und Fälschungsgefahr

Die Griechen verwandten als Erste in großem Stil Münzen, vor allem aus Silber. Im antiken Griechenland gab es diverse Stadtstaaten wie Athen, Korinth oder Ägina. Sie waren auf ihre Eigenständigkeit bedacht und stellten entsprechend jeweils eigene Münzen her. Zunächst war nur auf der vorderen Seite etwas abgebildet, gewöhnlich der Schutzgott der jeweiligen Stadt wie bei Athen die Eule. Später wurde es üblich, auch auf der Rückseite einer Münze etwas abzubilden. Der römische Diktator Cäsar war der Erste, dessen Konterfei bereits zu seinen Lebzeiten eine Münze schmückte, ein Ausdruck seiner großen Machtfülle. Sein Nachfolger Augustus reformierte das Geldwesen im römischen Weltreich, das damals von der Iberischen Halbinsel bis Kleinasien und Nordafrika reichte. Während seiner Regentschaft war auf den meisten Münzen auf der Vorderseite sein Porträt abgebildet, auf der Rückseite fanden sich dagegen oft Bildnisse politischer Ereignisse. Münzen fungierten damit auch als ein Mittel der Staatspropaganda.

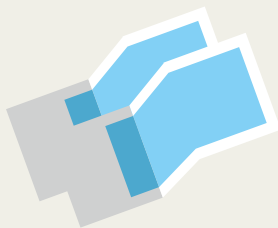
In Rom durfte nur der Kaiser Münzen herstellen lassen. Mit dem Zerfall des Römischen Reiches zerfiel dieses Münzmonopol ab dem vierten Jahrhundert. In Europa ließen nun viele Fürsten und Geistliche Münzen prägen. Das Geldwesen zersplitterte, es gab rund 800 Münzstätten. Die Frankenkönige starteten im achten Jahrhundert nach Christus dann eine Reform: Unter Pippin mussten viele Prägestätten schließen und den Rest stellte der Frankenherrscher unter staatliche Aufsicht. Sein Sohn Karl der Große setzte standardisierte Gewichte durch, was den Handel enorm erleichterte. Ein sogenanntes Karlsfund wog 408 Gramm. Daraus fertigte ein Schmied 240 silberne Denare, auch Pfennige genannt, zu jeweils 1,7 Gramm. Damals entstand auch die Bezeichnung Mark für eine Münze, als Name für ein halbes Karlsfund. Die silbernen Pfennige waren gesetzliches Zahlungsmittel und verbreiteten sich weit – sie waren gewissermaßen die einheitliche Währung des ausgehenden Mittelalters in Europa. Das Silber kam vor allem aus Bergwerken, ob aus Freiberg in Meissen oder Iglau zwischen Böhmen und Mähren.



Der griechischen Politiker und Lyriker Solon (640–560 v. Chr.) führte in Athen eine Münzwährung ein. Die Drachme war die größere Münze und entsprach sechs Obolus. Als Bezeichnungen für die Münzen wählte man Gewichtseinheiten:

1 Talent = 60 Minen,
1 Mine = 100 Drachmen.
1 Talent = 3000 Statare = 6000 Drachmen,
1 Drachme = 6 Obolus.

Allerdings variierte das Gewichte der Mine und Drachme an verschiedenen Orten in Griechenland.

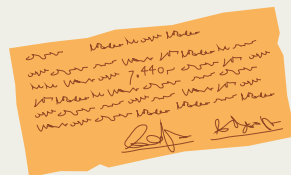


Papiergeld

Ab dem 11. Jahrhundert in China, später in Europa, zunächst Ersatz bei Münzknappheit

Vorteil: Geldmenge kann schnell vergrößert werden, handlich

Nachteil: Inflationsgefahr, kein Eigenwert



Buchgeld

Ab dem 14. Jahrhundert in Europa entwickelt

Vorteil: Zahlungsverkehr stark vereinfacht, sichere Aufbewahrung von Guthaben/Ersparnissen

Nachteil: nur immateriell existent, kein Eigenwert, kein gesetzliches Zahlungsmittel



Giralgeld

Ab dem 20. Jahrhundert entwickelt und heute Alltag

Vorteil: Zahlungsverkehr auf Knopfdruck weltweit möglich, vereinfacht Bankgeschäft

Nachteil: virtuell, kein Eigenwert, kein gesetzliches Zahlungsmittel



Geld benötigten damals vor allem die adligen Herrscher, um ihren Prunk und ihre Kriege zu finanzieren, und Kaufleute für den Handel von Gütern wie Seidenstoffen, Pelzen, Teppichen oder Gebrauchsgütern wie Salz und Wein. Silbernes Münzgeld floss in großen Mengen ins Ausland, teils in ferne Weltgegenden. Beispielsweise akzeptierten die Chinesen, den Europäern damals zivilisatorisch um einige Längen voraus, für ihre heißbegehrten Waren wie Seide oder Porzellan gewöhnlich nur Silbermünzen als Bezahlung. An den damaligen Produkten aus Europa fanden die Chinesen nämlich kaum Gefallen.

→ Edle Münzen

Im Hochmittelalter (1000 – 1300) veränderte sich die Lage in Europa: Vorher hatte die Bevölkerungszahl oft stagniert oder war rückläufig, vor allem infolge von Kriegen, Hungersnöten und Seuchen. Nun nahm die Bevölkerung deutlich zu und es entstanden viele neue Städte und Marktplätze. Regelmäßig hielten Händler beispielsweise in der französischen Champagne Warenmessen ab. Wegen des zunehmenden Handels brauchten die Kaufleute mehr Münzen. Die wichtigsten Münzen prägten nun die aufblühenden italienischen Stadtstaaten. Für den Fernhandel benötigten deren Kaufleute Münzen mit einem höheren Wert. Für diesen Zweck passend, stellten die Städte Genua und Florenz deswegen Goldmünzen her. Der Florentiner Fiorino (Florin), Vorbild für viele Goldgulden,



Früher bestimmte der Edelmetallgehalt den Wert der Münzen. „Der Geldwechsler“ auf dem Gemälde von Marinus van Reymerswaele (1539) benutzt eine Waage zur Überprüfung des Münzgewichts.

etablierte sich als die wichtigste Münze dieser Zeit. Er wurde in Italien, Frankreich, England und im östlichen Mittelmeerraum eingeführt. Allerdings war Gold in Europa ein sehr knappes Edelmetall, bis Christoph Kolumbus Amerika entdeckte. Jetzt eigneten sich dort die spanischen und portugiesischen Kolonialherren große Goldschätze an und verschifften sie in die Heimat, zwischen 1500 und 1650 offiziell 16 886 Tonnen Silber und 181 Tonnen Gold allein nach Spanien.

Wertmaßstab des Münzgeldes war der Edelmetallgehalt, den wiederum der Souverän festlegte, denn er besaß die Münzhoheit. Ging der staatlichen Münze das Geld aus, weil der Herrscher beispielsweise teure Kriege führte, so wurde bisweilen ohne viel Aufhebens der Silbergehalt der Münzen vermindert. Das geschah auf zweierlei Weise: Meist wurde einfach der Nennwert der Münze erhöht, indem die Regierung den Metallgehalt herabsetzte. Bereits die Römer hatten diese Methode angewandt, um die hohen Staatsschulden zurückzahlen zu können, die sie durch die Punischen Kriege gemacht hatten. Der Metallgehalt der Leitmünze As wurde damals von zwölf Unzen Kupfer auf zwei gesenkt. Im Lauf der Geschichte haben Herrscher den Metallgehalt aber auch immer wieder heimlich verfälscht, indem sie unedle Metalle beimischten. Auf diese Weise finanzierte zum Beispiel Friedrich II. von Preußen den Siebenjährigen Krieg (1756–1763). Diese Methode habe „stets weit mehr Empörung hervorgerufen als die erste“, schreibt der Begründer der Nationalökonomie Adam Smith in seinem Hauptwerk *Wohlstand der Nationen*: Eine beträchtliche Erhöhung des Nennwerts sei nur selten rückgängig gemacht worden, hingegen sei man nach den größten Münzverfälschungen fast immer zum alten Reinheitsgrad zurückgekehrt, „da Wut und Zorn des Volkes auf andere Art und Weise kaum zu besänftigen waren“.

Heute nutzen wir Münzen im Alltag nur noch als Kleingeld. Sie wurden weitgehend vom Papiergeld verdrängt, das wiederum im 20. Jahrhundert weitgehend von elektronischem Geld abgelöst wurde, also Buchgeld, das nur als Ziffern auf Bankkonten existiert.

Vier Funktionen von Geld

Tauschmittel: Güter, Arbeit bezahlen

Zähl- und Recheneinheit: Wert von Gütern, Arbeit usw. messen

Wertspeicher: Geld ansammeln / aufbewahren für Anschaffungen, als Rücklage

Finanzierung: Geld investieren in wirtschaftliche Entwicklung

Von Tempeln und Tausch

Unser Geld erfüllt drei wichtige Funktionen: Es fungiert als universelles Tauschmittel, weshalb Waren und Investitionskapital leicht den Besitzer wechseln können, entsprechend spricht man von der Zahlungsmittel- oder Tauschfunktion des Geldes. Daneben fungiert es als Zähl- und Recheneinheit. Denn das Geld ermöglicht es, den Wert von Gütern und Vermögen nach einem einheitlichen Maßstab zu messen. Dadurch werden Güter- und Dienstleistungen vergleichbar gemacht. Im Volksmund spricht man allerdings davon, dass manches unbezahlbar ist wie Liebe oder Freundschaft. Außerdem nutzen Menschen Geld zur Wertaufbewahrung, da es nicht verdirbt. Daneben erfüllt das Geld in unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung noch eine wichtige vierte Funktion: Wenn es investiert wird, liefert es den notwendigen finanziellen Vorschuss für die Produktion von Waren, man spricht vom Geldkapital.

Ökonomen erklären die historische Entstehung des Geldes gewöhnlich mit dessen Tauschfunktion. Demnach erfanden Menschen das Geld, weil sie es einfach zu kompliziert fanden, sich auf Tauschverhältnisse für ihre Waren zu einigen. Tatsächlich dürfte es schwierig gewesen sein, stets jemand zu finden, der einem beispielsweise für 20 Hühner den gewünschten Ballen Stoff überlässt oder umgekehrt. Die historische Herleitung des Geldes als Ablösung für umständlichen Tausch klingt plausibel. Aber es gibt wohl bislang keinen Beleg dafür, dass die Leute früher irgendwann einmal tatsächlich Ware gegen Ware getauscht haben. Anthropologen weisen darauf hin, dass wir bis heute nicht einmal genau wissen, seit wann wir Geld benutzen. Bekannt ist nur, dass die ersten schriftlichen Zeugnisse darüber 4000 Jahre alt sind. Diesen Hinweisen zufolge ist die Herkunft des Geldes an die Entstehung eines frühen Kreditsystems gekoppelt, dessen Ursprünge wir in den Tempeln finden.

Tempel waren das rituelle Zentrum der damaligen Gesellschaften, in denen die Religion die zentrale Stellung hatte. In den Tempeln verwalteten Priester bisweilen auch die Vorräte, die nach Missernten die Gemeinschaft ernährten. Die Bauern erfüllten ihre Pflicht gegenüber der Gesellschaft und gegenüber den Göttern, wenn sie einen Anteil ihrer Ernte in den Tempel brachten. Sie konnten jedoch ihre Verpflichtungen mit diversen Waren begleichen, ob Getreide, Kühe oder auch Werkzeuge. Um die Schulden und Leistungen aller Bauern vergleichbar zu machen, entwickelten die Priester ein System der Buchführung, Maßeinheit war der Silberschekel. „Sche“ bedeutet Weizen und „Kel“ ist eine Maßangabe. Der Wert eines Schekels entsprach etwa einem Sack Weizen mit einem Volumen von 300 Litern. Damals zirkulierten im Alltag laut dem Anthropologen David Graeber aber kaum Silberschekel, „weil Schulden zwar in Silber berechnet wurden, aber nicht mit Silber bezahlt werden mussten – sie konnten praktisch mit allem bezahlt werden, was man gerade zur Verfügung hatte“. Das Wort „Schekel“ lebt heute fort im Hebräischen als Bezeichnung für die Währung in Israel.



Für die Abgabe von Waren im Tempel entwickelten die Priester ein System der Buchführung (Lagerhaus im Heiligtum des ägyptischen Sonnengottes Aton, Relief vom Karnaktempel, 1350 v. Chr.).

Göttliche Metalle: von Silber und Gold

Eine besondere Rolle spielt Gold in der Geldgeschichte. Das Edelmetall hat eine Reihe besonderer Eigenschaften: Es oxydiert nicht, lässt sich leicht formen und Fälschungen sind leicht erkennbar. Damit ist es geradezu als Münzgeld prädestiniert. Das Edelmetall faszinierte Menschen unterschiedlichster Kulturen. Es galt als Zeichen von Macht und Reichtum. Deswegen vergoldeten die Menschen im alten Ägypten die Spitzen von Obelisken und schmiedeten die Herrscher Kronen und Zepter aus Gold. Viele Völker verehrten im Gold auch Gottheiten. Heute ist Gold für viele ein Statussymbol: Mit auffallendem Goldschmuck wird Wohlstand oft zur Schau gestellt und manch ein Ölscheich lässt sich ein Auto vergolden.

Herrscher führten im Lauf der Geschichte blutige Kriege, um an das Gold anderer zu gelangen. Ganze Völker rotteten sie dafür aus, beispielsweise gingen die spanischen und portugiesischen Eroberer in Südamerika äußerst brutal gegen die Ureinwohner wie Inkas und Azteken vor.



Als Symbol der Sonne hatte Gold früher oft eine mythische Bedeutung: Goldmaske der präkolumbischen La-Tolita-Kultur in Form einer Sonne (links). Heute wird der Preis von Gold von ökonomischen Gesetzmäßigkeiten bestimmt. Der Wert der Goldbarren im Tresor der Deutschen Bundesbank (rechts) hängt heute von Angebot und Nachfrage auf dem Goldmarkt ab. Früher bestimmten Planeten über den Kurs.

Immer wieder erscholl die Klage, Gold versklave die Menschen. Tatsächlich lockte das Gold viele. Wenn irgendwo Nuggets gefunden wurden, machte sich schnell eine Menschenschar auf, um es der Erde zu entreißen. Von einem Goldrausch wurden wiederholt viele Menschen in Europa erfasst, die im 19. Jahrhundert auswanderten, als sie die Nachricht von Goldfunden in Alaska, Kalifornien und Australien erreichte. Immer wieder kursierten Gerüchte über Orte, wo das Gold auf der Straße liegt; bereits in der Bibel wird das sagenumwobene Goldland Ophir erwähnt. Deutschland blieb vom Goldrausch verschont, hier gab es nur wenig Gold. Die Förderung in der größten bekannten Lagerstätte im nordhessischen Korbach war bereits im 17. Jahrhundert eingestellt worden.

→ Göttliches Gold, sakrales Silber

Der Preis von Gold und Silber bestimmt sich heute durch Angebot und Nachfrage auf den Märkten. Kaufen mehr Leute eines der Edelmetalle, klettert dessen Preis und umgekehrt. Früher haben die Menschen den Wert der beiden Metalle dagegen nach außerökonomischen Gesetzmäßigkeiten festgelegt. Sie teilten das Gold der Sonne und das

Goldförderung

Die Krater, die Goldfirmen in die Landschaft sprengen, sind oftmals so groß, dass man sie sogar bisweilen aus dem All sehen kann. Gewaltige Gesteinsladungen müssen bewegt werden: Eine Lkw-Ladung von 20 Tonnen Gestein muss gewöhnlich zermahlen werden, um eine einzige Unze (31,104 Gramm) Gold zu gewinnen. Das reicht gerade einmal für vier goldene Trauringe. Wenn die Mahlwerke der Steinmühlen ihre Arbeit getan haben, gießen Arbeiter häufig eine hochgiftige Zyanidlösung über den Gesteinsschutt, um noch die letzten Spuren Gold herauszuwaschen. Auf solchen Böden wächst lange kein Gras mehr.

Wer Gold kauft, beteiligt sich letztlich an dieser Umweltzerstörung. Das meiste Gold fördern heute China und Südafrika. Trotz ihrer Gier nach Gold hat die Menschheit über die Jahrtausende lediglich 163 000 Tonnen aus dem Boden geholt. Das entspricht einem Würfel mit einer Kantenlänge von etwas mehr als 20 Metern, also nicht größer als ein Mehrfamilienhaus.



Spirituelles auf der Ein-Dollar-Note: das Auge Gottes und das römische Zitat „Annuit coeptis“ – („Er heißt das Begonnene gut“) ein Bezug auf den Göttervater Jupiter.

Silber dem Mond zu. Die Relation der beiden Metalle bestimmten die Priester aus der Umlaufzeit von Sonne und Mond. Ein Gramm Gold entsprach so 13,5 Gramm Silber. Diese Regelung galt fast zweitausend Jahre lang. Weil Sonne und Mond in vielen Religionen als Gottheiten verehrt wurden, hatten Gold- und Silbermünzen entsprechend eine hohe sakrale Bedeutung. Jemand galt als reich, reich im religiösen Sinn, wenn er viel von den göttlichen Substanzen Gold und Silber besaß. Auch aus diesem Grund haben viele Leute in den unterschiedlichsten Epochen die beiden Edelmetalle gehortet.

Noch heute steckt ein Quäntchen religiöser Mythos im Geldgewerbe. Man schaue sich die Rückseite der US-Dollarnote an: Das abgebildete Großsiegel hat die Form eines Pyramidenstumpfes, gekrönt mit dem Dreieck des Lichts und darin dem sehenden Auge Gottes – Symbol für die spirituelle Macht, die über die Entstehung der Materie gebietet. Lange Zeit orientierte man sich beim Bau von Banken auch an den alten Tempeln.

Gold als Krisenanlage

Ihre besondere Bedeutung behielten Gold und Silber in der Geldgeschichte auch noch, als ihr religiöser Bezug längst verschwunden war. Entscheidend war jetzt der pure Wert der Edelmetalle. Und selbst nach der Einführung der Papierwährung in den früh industrialisierten Ländern konnte Otto Normalverbraucher Banknoten jederzeit in Gold oder Silber umtauschen. Für den US-Dollar existierte diese Möglichkeit prinzipiell sogar noch bis zum Jahr 1971, allerdings nur noch für Zentralbanken. Selbst als diese Form des Geldtauses ganz entfallen war, blieb Gold eine zentrale Form der Geldanlage. In Krisenzeiten erlebt das Gold regelmäßig eine Renaissance. Gerade die Deutschen kaufen in wirtschaftlich unsicheren Zeiten gern das gelbe Edelmetall, auch in der jüngsten Banken- und Staatsschuldenkrise. Dabei dürfte die tief im kollektiven Gedächtnis eingegrabene Angst vor der völligen Entwertung von Papiergeld eine große Rolle spielen. Gleich zweimal verloren große Teile der deutschen Bevölkerung im Lauf des 20. Jahrhunderts ihr Geldvermögen, bei den beiden großen Inflationen 1923 und 1948. In vielen Familien erinnert man sich noch heute an die teils dramatischen Folgen.

Vier Fünftel der Bundesbürger gaben 2011 in Umfragen laut einer Studie der Steinbeis-Hochschule an, dass sie eine Geldentwertung fürchten. Engländer und Franzosen waren zum gleichen Zeitpunkt viel gelassener, obwohl sie genauso von der Wirtschaftskrise betroffen waren. Diese unterschiedlichen Einstellungen spiegeln sich in den Statistiken über Goldkäufe wieder: Während die Deutschen im Jahr 2012 rund 110 Tonnen Gold kauften, orderten die Briten nur 21 Tonnen und die Franzosen gerade einmal drei Tonnen. Das meiste Gold kaufen heutzutage jedoch die Menschen in Indien und China. Allerdings sind dafür andere Motive ausschlaggebend als Angst. Gold fragt dort vor allem die steigende Anzahl der zu Reichtum Gekommenen als Statussymbol nach. Gold spielt aber auch für ärmere Menschen in Indien eine große Rolle, sie tragen ihre wenigen Ersparnisse traditionell mit sich herum, als dünne Goldreife. Überhaupt hat Gold oft eine zentrale Bedeutung für Menschen gehabt, die fürchteten, Opfer von Vertreibungen zu werden. Gold konnten sie mitnehmen.

Der Goldpreis ist in den vergangenen Jahrzehnten explodiert: Eine Unze Gold kostete 2012 zeitweise mehr als 1 800 US-Dollar, Ende der 1960er-Jahre hatte der damals staatlich festgelegte Preis in den USA gerade einmal bei 35 US-Dollar gelegen. Der Preis für Gold schwankt jedoch stark. Wer zum richtigen Zeitpunkt einsteigt, kann zweifellos einen hohen Gewinn machen, Umgekehrtes gilt natürlich ebenfalls, wie bei jeder Spekulation. Deswegen wäre es ein Irrtum zu glauben, dass man sich durch den Kauf von Gold stets vor Inflation schützen kann. Wer beispielsweise 1980 Gold kaufte und es bis 2005 hielt, büßte sogar die Hälfte seines Vermögens ein. Mit dem Goldkauf ist für den Sparer zudem ein grundsätzlicher Nachteil verbunden, es gibt keine Zinsen, anders als normalerweise beim gewöhnlichen Sparkonto.

Geniale Notlösung: das Papiergeld

Bis zur Industrialisierung brauchten Menschen wenig Geld im Alltag, weil sie fast alle in Selbstversorgungseinheiten lebten und nur selten Waren von Dritten kauften. Mit der Einführung der Arbeitsteilung änderte sich dies entschieden. Seitdem machte sich die Knappheit der gesamten Geldmenge immer häufiger bemerkbar. Ihre Metallwährung konnten die Gesellschaften jedoch nur vermehren, indem sie mehr Gold und Silber schürften. Hier gab es natürlich Grenzen.

Einen ersten Ausweg aus der alltäglichen Münzknappheit wies der Wechsel, eine Idee aus China, die über die Araber im Mittelalter in Europa ankam. Ein Verkäufer gewährte dem Käufer seiner Ware einen Zahlungsaufschub, meist für einige Monate. Beide Seiten dokumentierten diesen Kredit mit einer Wechselurkunde. Der Clou war, dass dieser Wechsel selbst allgemein als Zahlungsmittel akzeptiert wurde. Durch die Einführung des Wechsels stieg die Geldmenge in Europa an, denn in der Zeit der Münzen aus mehr oder minder edlen Metallen gab es auch immer wieder Knappheit an Zahlungsmitteln.



Goldschmuck, wie die zum Teil mit Gold besetzten Armreifen, die großen Fingerringe oder der auffällige Nasenschmuck dieser Frau, gilt in Indien als sichere Geldanlage.



Glücksspieler und Notenbankgenie: John Law

Ludwig XIV. ging wegen seines luxuriösen Lebensstils als Sonnenkönig in die Geschichtsbücher ein. Als er 1715 starb, hinterließ er seinen Nachfolgern jedoch nicht nur das Schloss Versailles, sondern als Folge seiner kostspieligen Kriege auch ein bankrotttes Land. Bei seinem Tod überstiegen die Zinsverpflichtungen die Staatseinnahmen, Frankreich stand vor dem Staatsbankrott, dem dritten in weniger als einem Jahrhundert. Die Herrschaft übernahm Herzog Philippe von Orléans, stellvertretend für den unmündigen Thronfolger. In dieser ausweglosen Lage hörte er auf John Law.

Der Schotte hatte als Bankier und Glücksspieler ein großes Vermögen angehäuft. Allerdings war er damit gescheitert, einen Regenten von seinen Geldideen zu überzeugen. „Ich habe das Geheimnis des Steins der Weisen, es besteht darin, Gold aus Papier zu machen“, prahlte Law gegenüber einem Freund. Jetzt erhielt er in Frankreich seine Chance. „Ich werde einen Plan entwickeln, der aufgrund der Fortschritte, die er bringt, ganz Europa in Erstaunen versetzen wird – Veränderungen, die radikaler sind als die Entdeckung Amerikas oder die Einführung des Kredits“, versprach Law dem Regenten. Geld muss zirkulieren, damit die Wirtschaft floriert, das hatte Law richtig erkannt. Wenn man nur genügend Geld in den Umlauf bringe, sinke der Kreditzins, mehr Menschen könnten investieren und so Arbeit und Wohlstand schaffen – so denkt noch heute jede Zentralbank.

Law erhielt zunächst die Erlaubnis zur Gründung einer Privatbank, die wie damals üblich Banknoten in Silber umtauschte. 1718 bekam

das Institut gewissermaßen den königlichen Segen, indem der Regent dort Edelmetall deponierte. Die Banque Générale wurde praktisch die erste Zentralbank Frankreichs; sie gab Papiergeld aus, dessen Wert nur noch auf der Zusicherung des Staates bestand. Ein großer Erfolg. Die Menschen stürzten sich auf die neuen Scheine, Handel und Gewerbe erblühten. Die Wirtschaft erholte sich dank der Geldspritze der Zentralbank.

Dann hatte das Finanzgenie eine zweite Idee: die Volksaktie. Er gründete die Compagnie d'Occident, eine Aktiengesellschaft. Die Leute nannten sie kurz Mississippi, denn Geschäftszweck war die Ausbeutung der französischen Kolonien in Amerika. Law vermutete große Goldvorkommen in Louisiana. Beweise dafür lieferte er nicht. Aber die Menschen glaubten ihm, ja sie stürmten die Verkaufsstelle in Paris, um eine der Aktien zu ergattern. Wer zum Zuge kam, konnte einige Straßen weiter die Papiere gleich wieder zum zehnfachen Preis weiterverkaufen, so begehrt waren die Aktien. Law stand auf dem Zenit seiner Macht. Es war, als ob ein und dieselbe Person heute die 500 amerikanischen Spitzenunternehmen, das US-Finanzministerium und die US-Notenbank leiten würde. Viele Adlige verkauften sogar ihre Landgüter und verpfändeten wertvollen Schmuck, nur um Aktien der Mississippi-Gesellschaft zu kaufen. „Seid ihr denn in Paris alle verrückt geworden?“, warnte vergeblich der Philosoph Voltaire.

Quer durch alle Gesellschaftsschichten gab es Profiteure und damit neuartige Probleme. Da begegnet zum Beispiel eine Adlige im Opernfoyer ihrer Köchin, die wertvollen Diamantenschmuck trägt.



„Ich habe das Geheimnis des Steins der Weisen, es besteht darin, Gold aus Papier zu machen.“

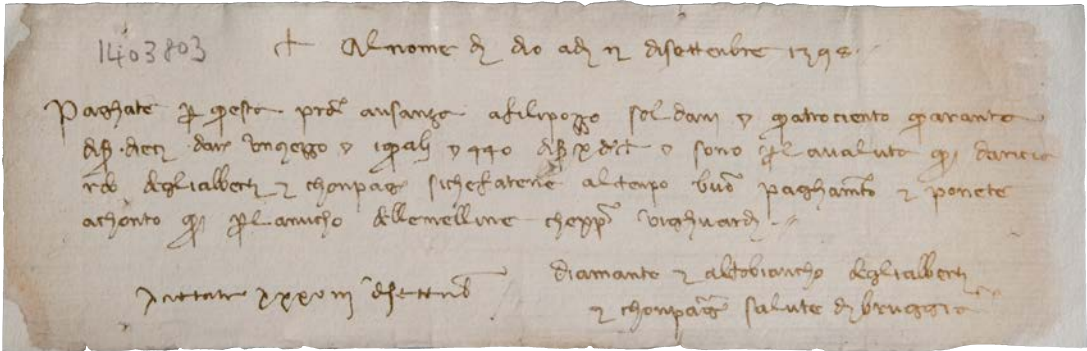
Der schottische Bankier John Law (Porträt von 1718) erwarb sich das Vertrauen des französischen Regenten.
Die inflationäre Ausgabe von Aktien durch John Law war Thema vieler Karikaturen.
Der Kupferstich aus dem Jahr 1720 zeigt Law als „zweiten Don Quichotte“.

Ihre Angestellte erklärt ihr, sie seien jetzt gleichgestellt. Für solche Neureichen prägten die schockierten Adligen ein damals abschätzig gemeintes Wort: Millionäre.

Die Schürfer fanden indes in Louisiana kein Gold und damit bekam Law ein gewaltiges Problem. Er beruhigte die Anleger, indem er Bettler mit Pickel und Schaufel in Richtung Hafen marschieren ließ. Nochmals stieg der Kurs der Aktie. Law versuchte, die Luft aus der Aktienblase zu lassen, indem er die Aktien auf den halben Wert herunterstufte; gleichzeitig wollte er die Geldmenge halbieren. Jetzt brach Panik unter den Aktionären aus, sie stürmten die Bank und es gab Tote. Erst platzte die Börsenblase, dann brach das Finanzsystem zusammen. Nach einer Woche kassierte die Regierung Laws Maßnahmen. Die Banque Royale schloss und den Franzosen waren auf Generationen Papiergeld und Aktien verleidet.

Law floh nach Venedig, wo er sich wieder als Glücksspieler verdingte. Er starb als verarmter Mann. Allerdings war nun vielen Menschen bewusst: Man kann nicht nur durch harte Arbeit reich werden, sondern auch durch Spekulation. In einem satirisch verfassten Flugblatt hieß es: „Dies ist das wunderbare Mississippi-Land, berühmt durch seinen Aktienhandel, der durch Schwindel und Betrug zahllose Schätze verschwendet hat. Wie man die Aktien auch betrachtet, sie sind nichts als Schall und Rauch.“

Handschriftlicher Wechsel, ausgestellt von Diamante und Altobianco degli Alberti auf Marco Datini und Luca del Sera vom 2. September 1398



Ab 1806 gab der preußische Staat Papiergeld heraus. Der abgebildete, wenig fälschungssichere Schein trägt die gedruckten Unterschriften der Minister Schulenburg und Stein, nicht aber Emissionsstelle oder Datum. Der „Tresorschein“ bezog sich auf den Münzfuß von 1764, der für die Entwicklung eines einheitlichen deutschen Münzsystems grundlegend wurde.

In Europa entstand daher das Papiergeld zunächst als eine Art Notgeld. Als die Mauren beispielsweise die Stadt Granada in Andalusien belagerten, gingen dem spanischen Befehlshaber die Münzen für den Sold der Soldaten aus. Kurzerhand ließ er sie mit Papierzetteln bezahlen, einer Art Zahlungsverprechen. In Holland entlohten die Stadtväter von Leiden und Middelburg in einer ähnlichen Belagerungssituation ihre Soldaten mit Pappmünzen, die sie auf die Schnelle aus den Einbänden von Kirchenregistern hergestellt hatten. Damals kämpften vor allem Söldner, also bezahlte Soldaten, für die adligen Kriegsherren. Wenn kein Sold floss, brauchten die Söldner nicht zu kämpfen – außerdem bestand die Gefahr, dass sie die Seite wechselten.

Ausreichend Geld gab es erst, als die herrschaftlichen Autoritäten in Europa im 17. Jahrhundert das Papiergeld einführten, gut sieben Jahrhunderte nach den Chinesen. Die Menschen waren misstrauisch gegenüber dem Papiergeld. Ohne ging es aber nicht mehr. Denn die Wirtschaft benötigte immer mehr Geld, um zu expandieren. Dazu war das Münzgeld ungeeignet, weil es knapp und unpraktisch war. Zum Beispiel wog ein einziger Silbertaler des Herzogs von Braunschweig und Lüneburg im 16. Jahrhundert 465 Gramm. Und in Schweden waren zeitweise sogar große Kupferplatten mit einem Gewicht von 20 Kilogramm als Achttalerstücke im Umlauf. Aufgrund der relativ hohen Fälschungsgefahr scheute man sich, auch Münzen mit sehr hohem Nennwert auszustatten. Wie viel praktischer war da das Papiergeld. 1661 gaben die Schweden die ersten offiziellen Geldscheine in Europa aus. Auf dem heutigen Gebiet Deutschlands war der pfälzische Kurfürst Johann Wilhelm II. (ab 1690 auch Erzschatzmeister des Heiligen Römischen Reiches) Vorreiter bei dem neuen Geld.

Bargeldloser Zahlungsverkehr – die große Finanzinnovation

Im 17. Jahrhundert stiegen die Niederlande zur führenden Weltmacht auf, lösten Spanien und Portugal in dieser Rolle ab. Bei dem Machtwechsel spielten auch Finanzinnovationen eine wichtige Rolle, mit denen die Holländer die gesellschaftliche Entwicklung in ihrem Land vorantrieben. Sie gründeten die erste Aktiengesellschaft, Börsen und eine öffentliche Wechselbank. Wer wollte, konnte hier seine Münzen auf ihren Metallgehalt überprüfen und den Wert auf einem Konto gutschreiben lassen. Das war die Geburtsstunde des bargeldlosen Zahlungsverkehrs mit Überweisungen, der für uns heute selbstverständlich ist. Man kann sich gut vorstellen, wie enorm die Einführung des Bankkontos das Wirtschaftsleben erleichterte. Wer etwas kaufte, konnte seine Rechnung nun bezahlen, ohne Münzen in Säcken oder Truhen umständlich bewegen zu müssen. Solche Geldtransporte quer durch die Welt waren nicht nur aufwendig, sondern auch ziemlich gefährlich, regelmäßig kam es zu Überfällen durch Räuber oder Piraten.

Virtuelle Währung: Bitcoins & Co.

Man weiß nicht einmal, ob es einer oder mehrere Computerfreaks waren, die die Webwährung Bitcoin 2009 erfanden. Bekannt ist nur das japanische Pseudonym Satoshi Nakamoto, unter dem eine komplexe mathematische Formel programmiert wurde. Seitdem produzieren Supercomputer diese Webwährung, indem sie komplexe Rechenaufgaben lösen. Die Produktion wird jedoch von Tag zu Tag langsamer, weil die Rechenaufgaben entsprechend der Vorgaben des Programms mit der steigenden Anzahl der Taler immer schwieriger werden. Mitte 2013 existierten etwa zwölf Millionen dieser Webmünzen. Der Programmcode ist angeblich so eingerichtet, dass überhaupt nur 21 Millionen Bitcoins erzeugt werden können; das Prozedere soll einen Schutz vor Inflation bieten.

Anfangs reichten handelsübliche Computer aus, um die Webwährung herzustellen. Ende 2013 benötigte man bereits große Rechnerkapazitäten für die Herstellung, entsprechend war die Gruppe der Geldproduzenten geschrumpft. Der „Spiegel“ berichtete Anfang 2014, dass rund drei Viertel dieses neuen Geldes von gerade einmal 11 000 Investoren kontrolliert werden. Knapp ein Drittel aller im Umlauf befindlichen Bitcoins soll sogar nur rund 50 Pionieren gehören.

Nutzer speichern die Bitcoins mittels eines kleinen Programms auf ihrem Computer und können sie weltweit über das Internet verschicken, um Rechnungen zu bezahlen. Die Internetwährung kann mittlerweile auch auf Tauschportalen in offizielle Währungen umgetauscht werden. Hier kann man auch den Kurs nachschauen, der sich über Angebot und Nachfrage bildet. In einigen Ländern gibt es bereits Geldautomaten, die Bitcoins in lokaler Währung ausspucken. Allerdings akzeptiert das neue Geld bislang nur ein kleiner Teil der Wirtschaftenden, vor allem Onlinehändler und Internetdienste, aber auch manche Hotels, Szene-keipen oder Restaurants. Aber auch gestandene Firmen denken darüber nach, ob sie Zahlungen in Bitcoin akzeptieren sollen, etwa das Onlineauktionshaus Ebay und die Zahlungsgesellschaft PayPal.

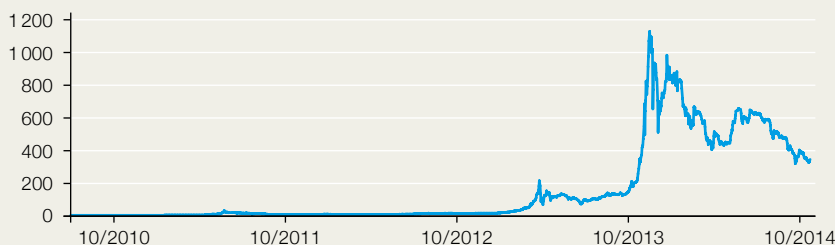
Die Motive der Nutzer sind unterschiedlich: Da gibt es diejenigen, die aus weltanschaulichen Gründen eine Währung gut finden, bei der weder Staaten noch Zentralbanken mitreden. Manch einer schwärmt von einem Wettbewerb der Währungen, bei dem die stabilste übrig bleibt.

Andere sind auf der Suche nach einer neuen Anlageart oder sehen in der Webwährung ein neues Vehikel für Spekulationen. Manche lockt die Anonymität bei der Bezahlung. Tatsächlich lassen sich die virtuellen Taler einfach von einem zum anderen PC schicken – ganz ohne ein zwischengeschaltetes Finanzinstitut, ob Bank oder Kreditkartenunternehmen. Diese Anonymität schätzen Leute, die prinzipiell nicht wollen, dass irgendwer erfährt, was sie wann kaufen. Im Gegensatz zu anderen Zahlungsverfahren brauchen sie hier nicht fürchten, dass beim Empfänger gespeicherte Daten missbraucht werden können.

Mit ihren Eigenschaften sind Bitcoins jedoch auch ideal für Kriminelle, die ihre Identität verschleiern und mit illegalen Waren Handel treiben wollen. Als das FBI den illegalen Onlinedrogenmarkt Silk Road 2013 schloss, auf dem Käufer nur mit der Webwährung zahlen konnten, beschlagnahmte sie 170 000 Bitcoins, die zu dem Zeitpunkt mehr als hundert Millionen Euro wert waren.

Anders als Euro oder Dollar sind die Guthaben in Bitcoins nicht durch einen Einlagenschutz geschützt. In einer Studie bezeichnete die EZB die Bitcoins als ein „hochriskantes System“. Tatsächlich platzte bereits im Frühjahr 2013 eine erste Blase, nachdem Anleger den Kurs zuvor auf mehr als 1 200 Euro je Bitcoin hochgetrieben hatten. Einige Monate später hatte der Kurs sich wieder erholt. Einige Investoren zählen wohl darauf, dass sich die neue Währung als Parallelwährung durchsetzt. Aber es gibt auch gehörigen Gegenwind: So hat die chinesische Regierung 2013 den Umtausch der Landeswährung in Bitcoin untersagt – ein faktisches Verbot. Und die norwegische Regierung stufte die Webwährung als Vermögenswert und nicht als Devisen ein, womit eine wesentlich höhere Besteuerung verbunden ist. Manche Kritiker sprechen von einem typischen „Schneeballsystem“, bei dem die Pioniere viel Geld verdienen und die Nachzügler verlieren. Sie konnten sich im Februar 2014 in ihrer Sicht der Dinge gestärkt sehen. Da meldete die Mt.Gox, der größte Handelsplatz für Bitcoins, Insolvenz an. Kunden drohte der Verlust von 750 000 Bitcoins mit einem Gesamtwert von vielen Millionen Euro. Die Schockwellen waren groß. Manche Kritiker erwarten bald einen völligen Zusammenbruch des Währungsexperiments, Befürworter sehen in der Krise eine Chance für einen notwendigen Reinigungsprozess.

Aufstieg und Fall der Bitcoins (Handelspreis in US-Dollar)



Quelle: Quandl



In der Eurozone existierten 2013 etwa 91 Prozent des Geldes als sogenanntes Giralgeld ausschließlich auf Konten. Nur noch der Rest entfällt auf physisches Geld wie Banknoten und Münzen. Neben diesen offiziellen Zahlungsmitteln gibt es diverse private Geldsurrogate. Entsprechend schwer fassbar ist der Geldbegriff: Heute kann man zum Beispiel mit Bonusmeilen einer Fluggesellschaft eine Hotelübernachtung bezahlen. Grundsätzlich kann man eben alles als Geld verwenden, was andere Menschen als Bezahlung akzeptieren. Geld ist, was gilt. So bezahlten die Bewohner im US-Staat Virginia fast zwei Jahrhunderte lang mit Tabak ihre Rechnungen. Erfinderisch sind die Leute regelmäßig in Notlagen. So benutzten sie in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg Zigaretten als Zahlungsmittel und in einigen Gegenden Südamerikas akzeptierten sie lange Zeit Coca-Cola als Währung. Geld wird eben geschaffen auf Basis einer gegenseitigen sozialen Übereinkunft. Es liegt also an uns selbst, ob wir Geld ändern oder nicht.

Soziale Folgen

Am Geld hängt's – die sozialen Folgen

Wer über Geld verfügt, hat Freiräume –
er kann sich leichter aus traditionellen
Bindungen lösen.

Arbeit wird in Geldwert gemessen –
so können Berufe entstehen,
die nichts direkt „produzieren“.

Mit Geld kann fast alles gekauft werden,
woran ein Bedarf existiert –
nicht nur Waren oder Arbeit.

Geld wird zu Kapital,
das als Investition die Wirtschaft antreibt
und Rendite für den Kapitalgeber erzielt;
dies führt zu neuerlicher Investition
und so Zwang zum Wachstum.

Die Erfindung des Geldes hat also den Alltag der Menschen enorm verändert. Während der griechischen Antike entstand in der lydischen Stadt Sardes (heute Türkei) der erste öffentliche Marktplatz, auf dem jeder seine Waren anbieten konnte, zugleich fanden dort die ersten Glücksspiele statt. Die Einführung des Geldes veränderte nicht nur das Wirtschaften, sondern auch den sozialen Zusammenhalt. Der Einzelne konnte sich leichter aus seinem Familienverband lösen, wenn er Geld hatte. Entsprechend schwächte das Geld die traditionellen Bindungen in Familie und Dorf und verhalf gleichzeitig dem Einzelnen zu Freiräumen. Mit Geld konnten sich auch Abhängige von ihren Herrschern frei machen. Um dies zu verhindern, legte manch ein Adliger seinen Untertanen noch im Mittelalter Steine in den Weg. So durfte ein englischer Hintersasse kein Nutztier verkaufen, ob Schwein oder Kuh, ohne vorher eine Genehmigung seines Lords einzuholen. „Denn durch den Viehverkauf bekam er Geld in die Hand, mit dem er anderswo Land erwerben und sich den Verpflichtungen gegen seinen bisherigen Herrn entziehen konnte“, schreibt der Soziologe Georg Simmel.

Die allgemeine Einführung von Geld hatte auch noch eine andere wichtige Konsequenz: Menschliche Arbeitskraft wurde zu einer Ware mit einem bestimmten, in Geld messbaren Wert, was wiederum die Voraussetzung dafür schaffte, Zeit in geldwerten Einheiten zu messen. Das ermöglicht unsere arbeitsteilig organisierte Wirtschaft, in der wir für unsere Arbeit nach Zeiteinheiten entlohnt werden – ausgedrückt in Stundenlohn, Tagespauschalen, einem Monats- oder Jahresgehalt. „Zeit ist Geld“, sagt der Volksmund. Simmel schreibt über die Folgen der Geldwirtschaft auf das soziale Zusammenleben in seiner *Philosophie des Geldes*: Erst die Geldwirtschaft habe „die Herausbildung derjenigen Berufsklassen ermöglicht, deren Produktivität sich inhaltlich ganz jenseits jeder wirtschaftlichen Bewegung stellt – die der spezifisch geistigen Tätigkeiten, der Lehrer und Literaten, der Künstler und Ärzte, der Gelehrten und Regierungsbeamten“. Geld erwies sich zudem auch als Katalysator für den internationalen Handel. Unser heutiger globaler Gütertausch ist ohne Geld undenkbar.

Kaufen kann man sich heute für Geld fast alles: Häftlinge wechseln in den USA gegen einen Aufpreis von 82 Dollar je Nacht in eine komfortablere Zelle. Ausländer, die eine halbe Millionen Dollar auf den Tisch legen und versprechen, wenigstens zehn Jobs in einer Gegend mit hoher Arbeitslosigkeit zu schaffen, erhalten eine Greencard für die USA, dürfen sich also dauerhaft dort aufhalten. Jäger, die 150 000 Dollar zahlen, dürfen in Südafrika ein Nashorn erlegen, das ansonsten geschützt ist. Reihenweise listet der Autor Michael J. Sandel solche Beispiele in seinem Buch *What Money can't buy* auf. Aber es gibt Grenzen. Zum Beispiel darf man sich in Deutschland kein Organ kaufen und man darf keinen Politiker bestechen, um eine gewünschte Entscheidung zu bekommen.

Geld ist heute als Kapital vor allem auch der Antriebsmotor der wirtschaftlichen Entwicklung. Geld verwandelt sich in ebendieses Kapital, wenn es produktiv investiert



Eine Szene aus Faust II: der Narr des Kaisers mit Mephistopheles, der die Finanznot des Kaisers mit der Erfindung von Papiergeld gelöst hat – Illustration von Franz Xaver Simm, 1899.

Faust II – ein finanzkritisches Werk?

Goethe erlangte als Dichter Weltruhm. Mehr als zehn Jahre war er jedoch auch Wirtschafts- und Finanzminister am Weimarer Hof. Er befasste sich nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch mit Geld, was wiederum Spuren in seinem literarischen Werk hinterließ. Damit hat sich der Schweizer Ökonom Hans Christoph Binswanger beschäftigt. In seinem Buch *Geld und Magie* interpretiert er Goethes Faust durch die Brille eines Ökonomen. Immer wieder hatten Menschen im Lauf der Geschichte versucht, das begehrte, aber knappe Gold künstlich herzustellen. Alchemisten versuchten beispielsweise, aus Blei mittels chemischer Prozesse Gold zu gewinnen. Der Versuch scheiterte wie viele andere auch. Stattdessen machte der moderne Mensch Papier zu Geld. Dieser Vorgang spielt im zweiten Teil von Goethes Tragödie eine Rolle. Faust finanziert mit Papiergeld große Landgewinnungsarbeiten.

In seiner Wette mit Mephistopheles setzt Faust die Zeit aufs Spiel. Die Zeit soll ihm verloren gehen, wenn er „den höchsten Augenblick“ erreicht. Den erreichte Faust in dem Moment, als er meint, dauerhaftes Wirtschaftswachstum, unbegrenzte Wohlstandsmehrung verwirklicht zu haben, sagt Binswanger: „Das ist der rote Faden, der sich durch die gesamte Tragödie zieht.“ Am Ende wird jedoch das Ganze von Faust mit Papiergeld geschaffene Werk von einer Flut vernichtet. Goethe sei eben ein großer Pessimist im „Faust“, sagt Binswanger. „Der Mensch wird blind für die Entwicklung, die er selbst produziert, indem er Papiergeld – Banknoten – schafft und so Geld schöpft, sozusagen aus dem Nichts. Alles analog zur Welt-Schöpfung, von der es heißt, Gott habe sie aus dem Nichts geschaffen.“

wird, ob in Maschinen oder Bildung. Den Unterschied zwischen Geld und Kapital erklärte der französische Historiker Fernand Braudel in dem Buch *Die Dynamik des Kapitalismus* folgendermaßen: „Ein Haus ist Kapital; gespeicherter Weizen ist Kapital; ein Schiff, eine Straße sind Kapital. Aber Kapitalgüter verdienen diesen Namen nur, wenn sie am ständig sich erneuernden Produktionsprozess teilhaben: Die Münzen eines Schatzes, der nicht benutzt wird, sind ebenso wenig Kapital wie ein ungenutzter Wald.“ Wer sein Geld erfolgreich als Kapital einsetzt, bekommt dafür später Geld plus Zinsen zurück. Aus diesem Mechanismus ergibt sich der Zwang zum Wachstum in einer kapitalistischen Wirtschaft. Denn eine Rendite für den Kapitalgeber, kann (will man nicht den Preis von Waren erhöhen) nur erzielt werden, wenn die Produktion ausgeweitet wird.

Inflation und Deflation

Die Zentralbanken sind dafür zuständig, den Wert des Geldes stabil zu halten. Nimmt die Geldmenge entsprechend dem Zuwachs realer wirtschaftlicher Werte zu, gibt es keine Inflation. Steigt sie schneller, dann sinkt der Wert des Geldes, es kommt zu einer Inflation. Je nach Geschwindigkeit der Geldentwertung spricht man von einer schleichen, trabenden oder galoppierenden Inflation sowie einer Hyperinflation, bei der sich das Preisniveau binnen eines Jahres mehr als verhundertfacht. Wie in Deutschland Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Preise mit katastrophalen Folgen für die Gesellschaft explodierten. Eine Tageszeitung kostete im Januar 1921 30 Pfennig, zwei Jahre später waren es sage und schreibe 70 000 Mark.

Diese massive Geldentwertung war menschengemacht: Die Regierung hatte die Notendruckpresse angeworfen, zunächst, um den Ersten Weltkrieg zu finanzieren, und nach der Niederlage, um die hohen Schulden bei den Alliierten abzutragen. Eine Hyperinflation

gab es in den westlichen Industrieländern seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr. Dagegen kommt es in Entwicklungsländern auch in unseren Tagen immer wieder zu großen Geldentwertungen: Im afrikanischen Simbabwe druckte die Zentralbank 2009 laut der Wirtschaftszeitung Handelsblatt einen 100-Billionen-Simbabwe-Dollar-Geldschein, obwohl zuvor schon zehn Nullen gestrichen worden waren (eine Billion entspricht hier nach europäischer Lesart einer Milliarde). Der Wert des Simbabwe-Dollars halbierte sich damals täglich. Die Menschen hatten längst das Vertrauen in die Währung ihres Landes verloren und nutzten stattdessen ausländische Währungen, vor allem den US-Dollar.

Die Europäische Zentralbank (EZB) peilt mit ihrer Geldpolitik eine relativ niedrige Inflationsrate von zwei Prozent an, keinesfalls von null Prozent. Dafür gibt es einen triftigen Grund: Nur bei einer positiven Inflationsrate können Zentralbanken mit ihren Instrumenten erfolgversprechend eingreifen. Sie können die Leitzinsen senken, wenn die Konjunktur schwächelt. Damit können sich Geschäftsbanken billiger mit Geld bei der Zentralbank eindecken. Und wenn die Banken ihren Zinsvorteil weitergeben und die Zinsen für Kredite an Unternehmen und Verbraucher senken, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass diese mehr investieren und konsumieren, womit wiederum die Wirtschaft befeuert wird. Umgekehrt kann eine Zentralbank in Zeiten eines wirtschaftlichen Booms die Zinsen erhöhen und damit dämpfen. Das Zinsinstrument ist jedoch stumpf, wenn die Zinsen bei null oder darunter liegen. Deswegen versuchen Notenbanken, alles dafür zu tun, eine solche Deflation zu verhindern.

→ Sinkende Preise – kein gutes Zeichen

Auf den ersten Blick könnte der Verbraucher eine Deflation für eine erfreuliche Entwicklung halten. Schließlich steigt dann der Wert seines Geldes und er kann entsprechend mehr Waren einkaufen. Es gibt aber auch einige gewaltige Nachteile: Viele Leute halten in solchen Zeiten ihr Geld zusammen, weil sie auf eine anhaltende Deflation setzen, die ihre Kaufkraft noch weiter steigert. Das bremst die Wirtschaftsentwicklung und setzt häufig eine gefährliche Abwärtsspirale in Gang. Außerdem bedeuten sinkende Preise aus Sicht eines Unternehmers gewöhnlich schmalere Gewinnmargen. Entsprechend weniger investieren sie in neue Maschinen und Arbeitsplätze, was ebenfalls die Wirtschaftsaktivitäten stoppt.

In der öffentlichen Wahrnehmung dominiert in Deutschland heutzutage die Inflationsgefahr. Tatsächlich ist eine deflationäre Entwicklung aber wahrscheinlicher. Denn in unserer kapitalistisch organisierten Wirtschaft gibt es mit dem technischen Fortschritt einen zentralen Mechanismus, der ebendiese Deflation fördert. Das bemerkt der Konsument heutzutage regelmäßig, wenn er beispielsweise elektronische Produkte wie Computer, Smartphone oder Fotoapparate kauft. Zwischen 1981 und 2007 stieg die Rechenleistung eines typischen PC um den Faktor 74 – parallel sank der Preis etwa um zehn Prozent, schreibt Olivier Blanchard in seinem Buch *Macroeconomics*.

Historisch lassen sich lange Phasen der Deflation feststellen. So gingen in den USA und Europa die Preise von 1880 bis 1896 um mehr als ein Fünftel zurück. Aber auch in jüngerer Zeit kam es zu deflationären Entwicklungen: In Japan sanken die Preise in den Neunzigerjahren. Nach Ausbruch der Finanzkrise sanken auch in Griechenland die Preise auf breiter Front.

→ Gefühlte Inflation

Die Entwicklung der Preise sorgt häufig für Gesprächsstoff, vor allem, weil die offiziellen Zahlen und der persönliche Eindruck oft voneinander abweichen. Viele Leute hatten beispielsweise nach der Einführung des Euro den Eindruck, dass die Preise stärker stiegen, als die offizielle Inflationsrate es widerspiegelte. Natürlich gab es keine politisch gesteuerte Vertuschung zur Unterdrückung der Inflationsängste, wie es manch einer vermutete. Die Diskrepanz zwischen gefühlter und ausgewiesener Inflation lässt sich erklären.

Inflation und Deflation

„Es fehlt das Geld. Nun gut, so schaff es denn!“

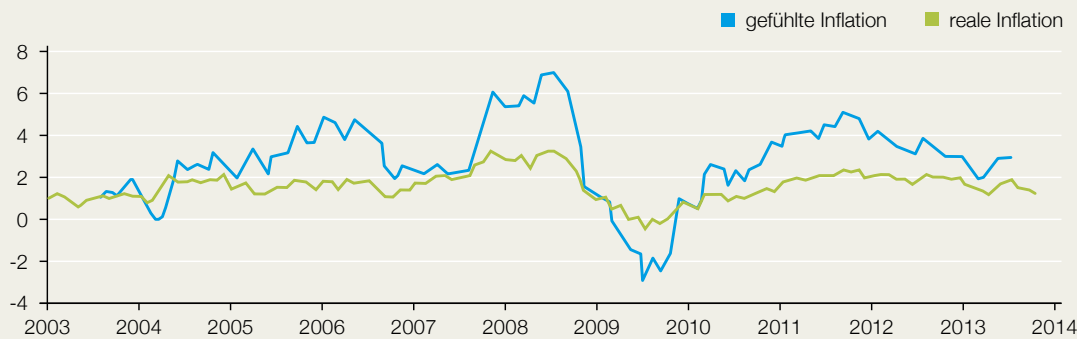
Mephisto in „Faust II“ von Johann Wolfgang von Goethe



Die Maßnahmen zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise bewirkten in Griechenland sinkende Preise für Verbrauchsgüter (links).
Unten ein Bild aus dem Jahr 1923: Kinder spielen mit den wertlos gewordenen Geldscheinen. Mitte: Reichsbanknote aus dem Jahr 1923



Inflationsrate in Deutschland (in Prozent zum Vorjahr)



Quelle: HypoVereinsbank; Statistisches Bundesamt

Zuständig für die Berechnung der Inflation ist das Statistische Bundesamt. Allerdings schauen sich die Prüfer nicht die Preisentwicklung aller Produkte an, sondern nur einige ausgewählte Warenkörbe, in denen sie das berücksichtigen, was unterschiedlich strukturierte Privathaushalte gewöhnlich verbrauchen. Dazu zählen etwa Brot und Milch oder Strom, Handy und Haarschnitt. Die Waren und Dienstleistungen werden gewichtet. Was Leute oft benötigen, geht stärker in die Berechnung ein. Daraus errechnen die Statistiker den Preisindex für die allgemeine Lebenshaltung aller Haushalte.

Otto Normalverbraucher fallen Preisänderungen bei Gütern des täglichen Bedarfs wie Obst, Gemüse und Milch eher auf als die von Waren, die seltener gekauft werden. Steigen die Preise einige Wochen, dann gehen viele Verbraucher bereits davon aus, dass die Inflation insgesamt zunimmt. Dagegen beobachten sie die Preise von langlebigen Konsumgütern wie Autos, Waschmaschinen oder Fernsehern weniger intensiv. Doch gerade elektronische Geräte werden seit Jahren billiger. Zudem haben diese Güter einen relativ hohen Anteil im Warenkorb, beispielsweise die Autokosten 3,5 Prozent. Am stärksten ist allerdings die Wohnungsmiete berücksichtigt, mit etwa einem Fünftel des Warenkorbs.

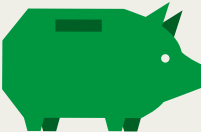
Die Statistiker entwickeln ihren Warenkorb ständig weiter. Dafür können sie auf die Aufzeichnungen von bundesweit rund 2000 Haushalten zurückgreifen, die stetig über ihre Ausgaben Buch führen. Außerdem greifen sie auf Daten der alle fünf Jahre bei 60 000 Haushalten stattfindenden Haushalts- und Verbrauchsstichprobe zu. Anhand dieser Erkenntnisse sortieren sie neue Produkte oder Dienstleistungen in den Warenkorb, streichen andere oder verändern die Gewichtung. Ausgerüstet mit diesem fiktiven Warenkorb, schauen sich dann jeden Monat 700 Testpersonen in den Läden, Tankstellen und Restaurants der Republik um. Sie erfassen jedes Mal, wie sich die Preise einzelner festgelegter Produkte gegenüber dem Vormonat verändert haben. Mittlerweile gibt es auch einen Europäischen Warenkorb, um die Inflationsraten in den Mitgliedstaaten vergleichbar zu machen. Er wird alle fünf Jahre gemessen.

Ökonomen messen inzwischen auch die gefühlte Inflation bei Bürgern. Sie haben dafür einen Warenkorb zusammengestellt, der nur diejenigen Güter und Dienstleistungen enthält, die häufig gekauft werden, also Lebensmittel, Kraftstoffe und Bekleidung. Langfristig gleichen sich gefühlte und tatsächliche Inflation jedoch aus.

Aus ausgewählten Warenkörben errechnet das Statistische Bundesamt den Preisindex für die allgemeine Lebenshaltung aller Haushalte.

Warenkorb 2010	
Nahrungsmittel, alkoholfreie Getränke	10,3 %
Tabakwaren, alkoholische Getränke	3,8 %
Bekleidung, Schuhe	4,5 %
Wohnung, Wasser, Gas, Brennstoffe	31,7 %
Einrichtungsgegenstände	5,0 %
Gesundheit, Pflege	4,4 %
Verkehr	13,5 %
Nachrichtenübermittlung	3,0 %
Freizeit, Kultur, Unterhaltung	11,5 %
Bildungswesen	0,9 %
Hotels, Restaurants	4,5 %
andere Waren und Dienstleistungen	7,0 %

Geldspeicher



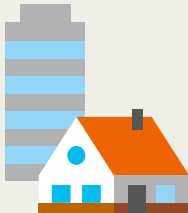
Sparschwein

Das klassische Sparen, bei dem Geld gehortet wird. Der Sparer kommt nicht in den Genuss von Zinsen, sein Ersparnis verliert bei Inflation an Wert.



Sparbuch

Verzinsten Einlageform bei der Bank. Allerdings liegen die Zinsen bisweilen unter der Inflationsrate und schützen dann nur unvollständig vor Wertverlust.



Immobilien

Geldanlage, die einen materiellen Gegenwert bietet, kommt allerdings im Normalfall nur für Menschen mit einem mittleren oder höheren und stabilen Einkommen infrage.



Aktien

Wertpapiere, die Anteile an Unternehmen darstellen. Aktienbesitzer erhalten bei gutem Geschäftsverlauf eine Dividende. Gewinne oder Verluste resultieren aus der Entwicklung des Aktienkurses zwischen Kauf und Verkauf.

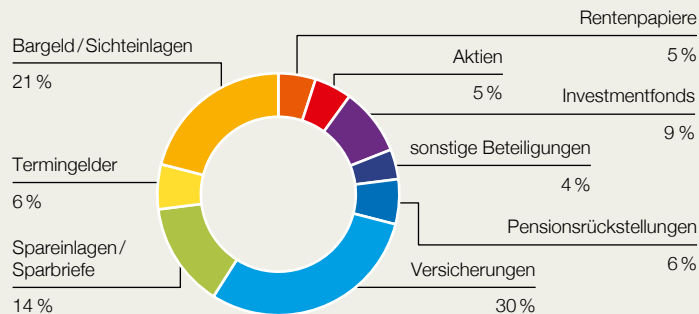


Investmentfonds

Fonds, der das Geld der Anleger auf verschiedene Anlageformen wie Aktien, Renten oder Immobilien verteilt; es gibt Fonds mit höherer Sicherheit = geringerer Renditechance und geringerer Sicherheit = höherer Renditechance.

Geldvermögen in Deutschland

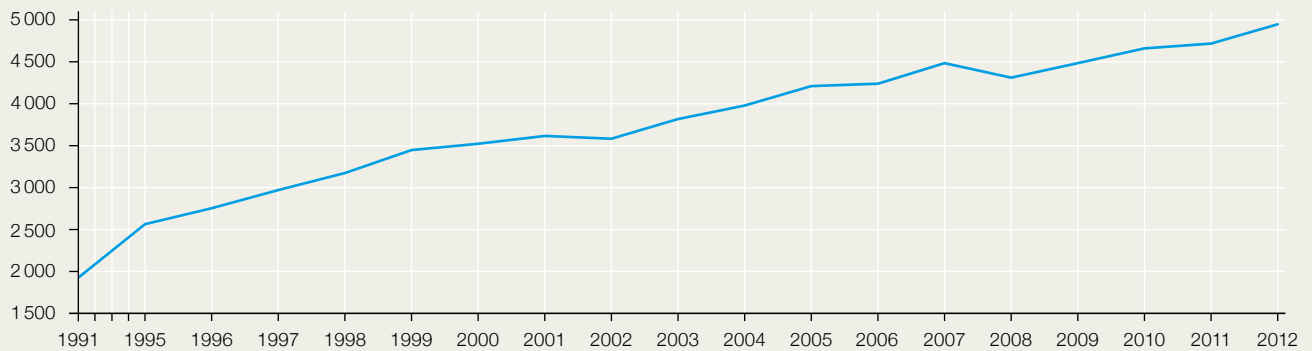
Wie ist das Geldvermögen angelegt?



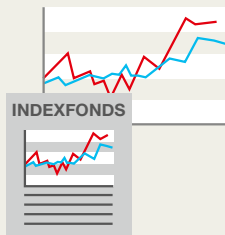
Quelle: Deutsche Bundesbank, Stand: 2012

Das Geldvermögen der privaten Haushalte in Deutschland beträgt – unter den Einwohnern sehr ungleichmäßig verteilt – heute fast das Zwanzigfache des privaten Geldvermögens im Jahr 1970. Den größten Anteil an der Bildung des Geldvermögens hat derzeit die Anlage in Form von Versicherungen.

Geldvermögen der deutschen Haushalte (in Milliarden Euro)



Quelle: Deutsche Bundesbank



Indexfonds

Einen bestimmten Index wie Dow Jones, DAX usw. nachbildender Fonds, dessen Wertentwicklung analog zu dem des Index verläuft. Geringere Gebühren als bei gemanagten Fonds.



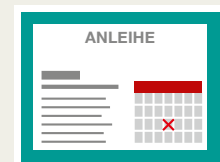
Lebensversicherungen

Anlageform mit Wertzuwachs, die Geldanlage oft auch mit dem Risiko des menschlichen Lebens verbindet. Ausgezahlt wird je nach Form im Todes- oder Erlebensfall, Letztes oft auch als monatliche „Rente“ über einen bestimmten Zeitraum.



Derivate

Von primären Finanzprodukten wie Aktien, Krediten oder Anleihen abgeleitete Finanzprodukte; so z. B. Verträge über eine Warenlieferung nach einem Jahr zum Festpreis. Ursprünglich für die Absicherung von Warenpreisen gedacht, dienen sie heute oft als Vehikel für Wetten.



Anleihen

Schuldverschreibung, also ein Wertpapier, bei dem sich der Aussteller (Unternehmen, Staat, Gemeinde usw.) verpflichtet, den geliehenen Geldbetrag bei Fälligkeit zurückzuzahlen sowie während oder am Ende der Laufzeit Zinsen auf die geliehene Summe zu zahlen.

Geldspeicher

In der modernen Gesellschaft gibt es viele Gründe für Menschen, ihr Geld zu sparen: Der oder die eine träumt von den eigenen vier Wänden, einer exotischen Reise oder einem finanziell sorgenlosen Leben im Alter, andere wollen später ihren Kindern eine Ausbildung finanzieren oder sich selbst einen Grundstock aufbauen, um ein Unternehmen zu gründen. Unabhängig vom jeweiligen Motiv geht es jedes Mal für einen Sparer um die gleiche Aufgabe: Wie kann er sein Geld für eine bestimmte Zeit sicher speichern und dabei eine angemessene Rendite erzielen? Offensichtlich ist es wenig sinnvoll, das Geld daheim in den Sparstrumpf zu stecken. Selbst bei einer geringfügigen Inflationsrate wird so das Geld nämlich stetig weniger wert.

Heute gibt es eine sehr große Anzahl von Anlagemöglichkeiten, die sich jedoch grob zwei Möglichkeiten zuordnen lassen: Zum einen kauft ein Sparer Sachwerte wie Grundstücke, Häuser, Unternehmen oder Edelmetalle oder er beteiligt sich ganz oder teilweise daran. Zum anderen verleiht er direkt oder indirekt Geld. Damit sind jeweils bestimmte Vor- und Nachteile verbunden. Sachwerte sind begehrt, weil sie selten ihren Wert ganz verlieren.

→ Immobilien

Immobilien (Grundstücke oder Häuser) behalten beispielsweise auch in Zeiten hoher Inflation einen Wert, zumindest einen Nutzwert. Von Nachteil kann es allerdings sein, dass sie immobil sind. Manchmal muss jemand lange nach einem Käufer suchen und bisweilen findet sich überhaupt niemand mehr. So erging es zum Beispiel Zehntausenden Besitzern von Häusern in der US-Stadt Detroit. Mit dem Verfall ganzer Stadtviertel in der ehemaligen Hochburg der US-Autoindustrie wurden diese Häuser und Grundstücke wertlos, weil sie niemand mehr kaufen wollte. Eine solche Tendenz gibt es auch in bestimmten ländlichen Regionen Deutschlands, die unter einem Bevölkerungsrückgang leiden. Wer jedoch die richtigen Grundstücke besitzt, kann schnell reich werden.

→ Aktien

Im Gegensatz zu Immobilien können Anleger Aktien in den meisten Fällen jederzeit verkaufen. Warum gibt es aber überhaupt Aktien? Nicht erst heute verschlingt wirtschaftlicher Fortschritt wie die Entwicklung eines Medikaments gegen Krebs oder der Bau eines Autos mit Brennstoffzelle viel Kapital. Schon zu Zeiten unserer Ahnen gab es nur wenige Reiche, die allein das notwendige Kapital für große wirtschaftliche Vorhaben aufbringen konnten. Einen Ausweg fanden Holländer mit der neuen Rechtsform der Aktiengesellschaft, als erste entstand die Ostindienkompanie. Damals wurden wertvolle Gewürze wie Zimt, Nelken, Muskat und Pfeffer auf dem Landweg von Asien nach Europa transportiert. Dann entdeckten Seefahrer jedoch eine Route nach Ostindien, die um das Kap der Guten Hoffnung in Südafrika führte. Das eröffnete neue Möglichkeiten, die Gewürze über den Seeweg zu transportieren. Die Ostindienkompanie erhielt 1602 das Monopol für den niederländischen Handel östlich des Kaps der Guten Hoffnung und westlich der Magellanstraße. Als Aktiengesellschaft konnte sie sich die notwendigen Mittel beschaffen, um den lukrativen Gewürzhandel mit Asien über den Seeweg aufziehen und kontrollieren zu können. Jeder Bewohner der Vereinigten Provinzen konnte einsteigen und viele nutzten die Möglichkeit, ob Kaufleute, Künstler oder selbst Hausangestellte. Mit einem Kapital von 6,45 Millionen Gulden war die Ostindienkompanie die größte Handelsgesellschaft ihrer Zeit. Der Clou von Aktiengesellschaften bleibt bis heute, dass dank der Beteiligung vieler Geldgeber große Summen aufgebracht werden können und gleichzeitig das Haftungsrisiko eines Aktionärs auf seine Beteiligung beschränkt ist.

Bei der Neugründung einer Aktiengesellschaft werden Anteilsrechte an dem Unternehmen an Investoren verkauft. Der Aktienkäufer wird Miteigentümer und hat damit



Das Signet der niederländischen Ostindienkompanie (Vereenigde Oostindische Compagnie – VOC) befindet sich an einem Gebäude im niederländischen Middelburg, wo die VOC neben Amsterdam ihren Hauptsitz hatte. Die VOC war das erste Unternehmen, das sich durch die Herausgabe von Aktien finanzierte.

Mit jedem verkauften Zertifikat machen die Banken einen risikolosen Gewinn. Für die Allgemeinheit entsteht dabei nichts Neues: Was der eine Anleger gewinnt, verliert ein anderer.



Die „Lehman-Oma“

In der Finanzkrise war sie plötzlich da, die Lehman-Oma. Sie stand sinnbildlich für den arglosen Anleger, dem Bankberater noch Zertifikate der US-Bank Lehman Brothers aufgeschwatzt hatten, als diese längst wackelte. Unter sich sprachen viele Berater zynisch von „AD-Kunden“, das „A“ stand für alt und das „D“ für doof. Für die Banken und deren Berater war das ein gutes Geschäft, sie kassierten hohe Provisionen. Und diese Produkte wurden Kleinanlegern sowohl von Privatbanken als auch von einigen Sparkassen und Volksbanken verkauft. Was sollte auch gegen den Kauf sprechen? Schließlich fiel in

den Beratungsgesprächen regelmäßig der Hinweis, die US-Bank gehöre doch dem Einlagensicherungsfonds an, das weckte ein Gefühl der Sicherheit. Als die US-Bank zusammenbrach, merkten viele Anleger jedoch überhaupt erst, wie ein Zertifikat funktioniert. Daraufhin war plötzlich die Rede vom Emittentenrisiko. Und das bedeutet schlicht: Geht der Emittent eines Zertifikats pleite, sind die Papiere wertlos.

**„Das neoklassische Modell
ist wegen seiner formalen
Logik ... sehr attraktiv.
Doch hat es kaum etwas mit
der Wirklichkeit zu tun.“**

Ökonom Hans Christoph Binswanger in der FAZ, Januar 2013

Geld in der Wirtschaftswissenschaft

Angesichts der Allgegenwart des Geldes im Wirtschaftsalltag ist ein Student der Ökonomie erstaunt, wenn er merkt, dass Geld in der Standardökonomie eine Nebenrolle spielt. Das dominante Modell der Neoklassik entwickelten vor über 150 Jahren Léon Walras (1834 – 1910) und John Bates Clark (1847 – 1938). Fast alles dreht sich hier um die Realwirtschaft, das Angebot und die Nachfrage von Gütern auf Märkten. Zwar haben die Neoklassiker das Modell um die sogenannte Quantitätstheorie des Geldes ergänzt. Um ihr Modell nicht zu beeinträchtigen, bleibt Geld jedoch eine neutrale Größe, die für das reale Wirtschaftsleben, etwa die Erhöhung der Produktion oder die Schaffung von Arbeitsplätzen, wenn überhaupt, nur eine kurzfristige Bedeutung hat. Das Modell sei wegen seiner formalen Logik attraktiv, schreibt der Ökonom Hans Christoph Binswanger in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, doch es habe „kaum etwas mit der Wirklichkeit zu tun. Es hat vielmehr – wir kommen um diese Erkenntnis nicht herum – die Ökonomie in eine Sackgasse geführt.“ Geld ist aber nicht neutral, zum Beispiel beeinflusst in der Realität die Erhöhung der Geldmenge sehr wohl das Wachstum des realen Sozialprodukts. Die Ökonomen müssen noch einiges anders machen, wenn sie dem vielfältigen Charakter von Geld als Tausch-, Transfer- und Wertaufbewahrungsmittel und vor allem als soziales Gestaltungsmittel in ihren Modellen gerecht werden wollen.

einen Anspruch auf einen Anteil am Gewinn. Ob und, wenn ja, in welcher Höhe die AG eine Dividende auszahlt, hängt vom geschäftlichen Erfolg ab. Der Durchbruch für die Aktiengesellschaft als bedeutendste Rechtsform für Großkonzerne kam mit der Industrialisierung. Denn für den Aufbau von Eisenbahnnetzen, Stahlfabriken oder Kanälen für die Schifffahrt benötigten Unternehmer enorm hohe Summen Kapital.

→ Indexfonds

Die Indexfonds bilden bestimmte Börsensegmente eins zu eins ab, beispielsweise den Deutschen Aktienindex. Solche Indexfonds werden nicht aktiv gesteuert, sondern entwickeln sich automatisch parallel zu dem jeweiligen Index. Entsprechend geringer sind die Gebühren für Anleger.

→ Lebensversicherung

Auch die Besitzer einer Lebensversicherung sind indirekt an diversen Aktien, Anleihen oder Immobilien beteiligt, weil die Versicherer die Kundengelder in solche Papiere investieren. Keinen Zugang hat der gewöhnliche Privatanleger in Deutschland dagegen zu Hedgefonds, die kaum reguliert sind und bewusst riskante Strategien verfolgen, um hohe Renditen zu erzielen.

→ Investmentfonds

Otto Normalverbraucher kann sich auf verschiedene Art und Weise indirekt an Immobilien oder Aktien beteiligen. Er kann zum Beispiel Anteile eines Investmentfonds kaufen. Dabei handelt es sich um Kapitalsammeltöpfe, die von Gesellschaften aufgelegt werden. Mit dem Geld der Anleger kaufen diese Fonds dann beispielsweise verschiedene Aktien, Immobilien oder Rohstoffe. Auch ein Kleinanleger kann auf diese Art und Weise

sein Risiko streuen, indem er in Unterschiedlichstes investiert. Zudem gibt es Dachfonds, die wiederum in diverse Investmentfonds investieren. Anleger müssen Gebühren an die Investmentgesellschaft bezahlen, sowohl für die Verwaltung als auch die Auswahl der jeweiligen Investments. Etwas anderes sind geschlossene Fonds, bei denen ein Anleger in der Regel Mitunternehmer wird, mit allen Risiken. Und das kann teuer werden, wenn es schiefgeht. Diese Erfahrung mussten Tausende deutsche Kleinanleger machen, die in den vergangenen Jahren Anteile an geschlossenen Immobilien-, Schiffs- oder Medienfonds kauften. Aber auch bei den anderen Geldspeichern gibt es gewöhnlich keine Garantie für einen Wertzuwachs des Ersparnis, ja nicht einmal für seinen Erhalt.

→ *Derivate*

Derivate sind genau wie Fonds keine eigene Anlageklasse, sondern ebenfalls eine Art Verpackung für Investments in Aktien, Rohstoffe oder Investments. Das Derivategeschäft erinnert an Wetten: Ein Anleger investiert hier nicht in ein bestimmtes Wertpapier, einen Rohstoff oder eine Währung, sondern schätzt, wie sich dessen Wert entwickeln wird. Er spekuliert entweder auf eine Wertsteigerung oder einen Wertverlust des Basiswerts. Eine Form der Derivate sind Zertifikate. Bei Aktien partizipieren Käufer an der Wertentwicklung eins zu eins. Bei bestimmten Zertifikaten gilt dagegen ein Hebel: Da kann ein Käufer beispielsweise 20 Prozent gewinnen, obwohl die dem Zertifikat zugrunde liegende Aktie nur zehn Prozent zulegt. Dieser Hebel greift genauso bei einer negativen Entwicklung des Basiswerts. Unter Umständen können sich deswegen bereits kleine Verluste des Basiswerts verheerend im Depot eines Anlegers auswirken. Verkauft werden Zertifikate über Börsen und außerbörslich. Übrigens gehen die Banken als Konstrukteure und Verkäufer der Zertifikate kein Risiko ein: Sie machen mit jedem verkauften Zertifikat einen risikolosen Gewinn. Heute gibt es eine Vielzahl dieser komplexen Finanzprodukte. Solche Finanzwetten schaffen jedoch keinen wirtschaftlichen Mehrwert: Was der eine Anleger gewinnt, verliert ein anderer – es ist ein wirtschaftliches Nullsummenspiel, bei dem für die Allgemeinheit nichts Neues entsteht, sondern einzelne Spekulanten große Gewinne erzielen können – oder auch nicht.

→ *Anleihe*

Mit dem Kauf einer Anleihe gibt der Sparer einer Organisation einen Kredit. Das können private Unternehmen, aber auch Staaten und Kommunen sein. Entsprechend ist die Anleihe ein Sammelbegriff für alle Schuldverschreibungen mit einem festen Zinssatz, einer vereinbarten langfristigen Laufzeit und einer Stückelung. Die Emittenten stückeln die Anleihen oft stark, um breite Bevölkerungsschichten zu erreichen. Der Käufer einer Anleihe nimmt das Risiko in Kauf, dass der Emittent am Ende der Laufzeit die Anleihe nicht zurückzahlen kann. Von der erwarteten Ausfallwahrscheinlichkeit hängt die Höhe des Zinses ab, den eine Organisation am Kapitalmarkt für ihre Anleihe bezahlen muss. Für die Einschätzung dieses Risikos sind heute vor allem Ratingagenturen zuständig. Bei einem hohen Ausfallrisiko spricht man von Schrottanleihen, bei einem geringen Ausfallrisiko von Investment-Grades. Anleihen werden auf den sogenannten Rentenmärkten gehandelt, die Kurse schwanken gewöhnlich weniger als die von Aktien.

Es gibt kurzfristige Schuldverschreibungen mit einer Laufzeit bis zwei Jahren, mittelfristige mit zwei bis acht Jahren Laufzeit und längerfristige. Die Laufzeiten richten sich nach dem Kreditbedarf und strategischen Erwägungen des Emittenten. Geht er beispielsweise davon aus, dass der Marktzins aktuell auf einem niedrigen Niveau ist, wird er versuchen, sich möglichst langfristig zu finanzieren. Erwartet der Emittent dagegen fallende Zinsen, bemüht er sich um eine möglichst kurze Laufzeit seiner Schulden. Bisweilen haben Institutionen Schuldscheine mit extrem langen Laufzeiten ausgegeben. Die Holländer legten im 16. Jahrhundert sogar Anleihen für den Bau von Deichen mit unbegrenzter Laufzeit auf, die bis heute zuverlässig vom niederländischen Staat bedient werden.



Aufruf der Sparkasse der DDR zum Kauf von Schuldverschreibungen („Anleihen“) für den Wohnungsbau aus dem Jahr 1958

Marco Polo und das Papiergeld in China

Die Chinesen waren fast zweitausend Jahre lang das mächtigste Reich der Welt. Entsprechend interessierten sich die Menschen in Europa bereits im Mittelalter für das Reich der Mitte. Manch einer wollte China gern kennenlernen, aber Reisen über den Landweg waren damals praktisch unmöglich, weil die islamischen Staaten die Reisenden am Durchkommen hinderten und der Seeweg noch nicht entdeckt war. Im 13. Jahrhundert änderte sich die Situation, als die Mongolen erst China eroberten und dann bis nach Ungarn vordrangen. Diese Situation nutzten einige italienische Kaufleute, um das sagenumwobene Kaiserreich kennenzulernen.

Eine Handelsreise führte den Venezianer Niccolò Polo und seinen Bruder Maffeo erst in den Orient und dann wegen Kriegswirren bis an den Hof des Kublai Khan nach Peking. Der Mongolenherrscher, ein Enkel des Dschingis Khan, empfing sie freundlich und beauftragte sie, beim Papst die Entsendung von hundert Priestern zu erbitten und in Jerusalem Öl aus der Lampe des Heiligen Grabes zu beschaffen. Die Brüder kehrten nach Italien zurück. Zu ihrer zweiten Reise nach China nahmen sie Niccolòs Sohn Marco Polo mit. Vier Jahre brauchten sie, um erneut bis zum Hof des chinesischen Kaisers zu gelangen. Sie blieben dort 17 Jahre lang.

Berühmtheit erlangte Marco Polo, weil er über seine damaligen Erlebnisse später einen Bericht schrieb. *Die Wunder der Welt* heißt das Buch, das Polo in einem Gefängnis in Genua einem Mithäftling diktierte.

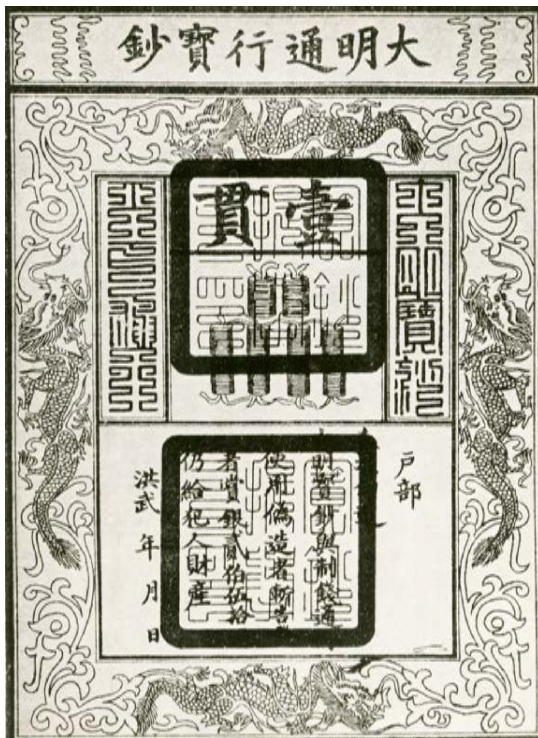
Die Menschen in Europa waren fasziniert von seinen Abenteuern und lasen hier auch erstmals etwas über Papiergeld. „Vom Khan könnte man sagen, dass er das Geheimnis der Alchemisten besitzt, da er die Kunst versteht, Geld auf folgende Weise zu fertigen: Er lässt von der Rinde der Maulbeerbäume den inneren Teil zu Brei zerreiben, und daraus wird dann Papier gemacht, das ganz dunkel ist. Dieses wird in Stücke von verschiedener Größe geschnitten. Beamte, die dazu eigens angestellt sind, schreiben darauf ihren Namen und drücken ein Siegel darauf. Der oberste Münzmeister Seiner Majestät stempelt es dann mit einem Siegel in Zinnober. Auf diese Weise wird es zur gültigen Münze. All dieses Geld wird mit großem Gepräge und Aufsehen gemacht, als wenn es [...] reines Gold wäre.“ Durch die Autorisierung des Kaisers wurde die Note zu einem Wert.

Die Papierwährung war im ganzen Reich in Umlauf und musste von den Bewohnern akzeptiert werden. Wer Geld fälschte und sich dabei erwischen ließ, wurde enthauptet. Wer einen Geldfälscher anzeigte, bekam dagegen eine hohe Belohnung. Solche Geschichten klangen für die europäischen Leser wie Märchen aus *Tausendundeiner Nacht*.



Und manch ein Historiker zweifelt noch heute daran, dass Marco Polo überhaupt jemals in China gewesen ist. Die Mehrheit geht allerdings davon aus, dass er wirklich dort unterwegs war und nur an einigen Stellen in seinen Erzählungen übertrieben hat.

Fakt ist: Die ältesten erhaltenen Geldscheine datieren Wissenschaftler auf das Jahr 1380 und das Papiergeld des Kublai Khan war eine der ersten Weltwährungen. Man akzeptierte sie von China bis zum europäischen Baltikum. Zeitweise wurden die Noten aus einer parfümierten Mischung aus Seide und Papier hergestellt, um ihnen zu mehr Ansehen zu verhelfen. Am Ende scheiterte das Experiment, weil die Chinesen zu viel Geld druckten. „Inflation und Geldentwertung entwickelten sich in einem Ausmaß, das mit den Zuständen in Deutschland und Russland nach dem Ersten Weltkrieg vergleichbar ist“, schreibt der US-Historiker Luther C. Goodrich. Die Chinesen waren somit nicht nur die Vorreiter bei der Erfindung des Papiergelds, sondern auch die Ersten, die das Vertrauen ihrer Bevölkerung in dessen Stabilität verspielten. 1402 schaffte China das Papiergeld ab, mehrere Jahrhunderte, bevor es in Europa eingeführt wurde.



„All dieses Geld wird mit großem Gepräge und Aufsehen gemacht, als wenn es [...] reines Gold wäre.“

Kublai Khan überwacht die Bezahlung von Händlern durch seine Beamten mit Papiergeld – Illustration aus dem Jahr 1412 zu der gut 100 Jahre zuvor erschienenen Reisebeschreibung des Marco Polo (links). — Chinesisches Papiergeld aus der Zeit des Marco Polo (oben)